

Zu Arnold Otts zehntem Todestage

Autor(en): **Ineichen, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zu Arnold Otts zehntem Todestage*).

Von Dr. Alfred Jneichen, Luzern.

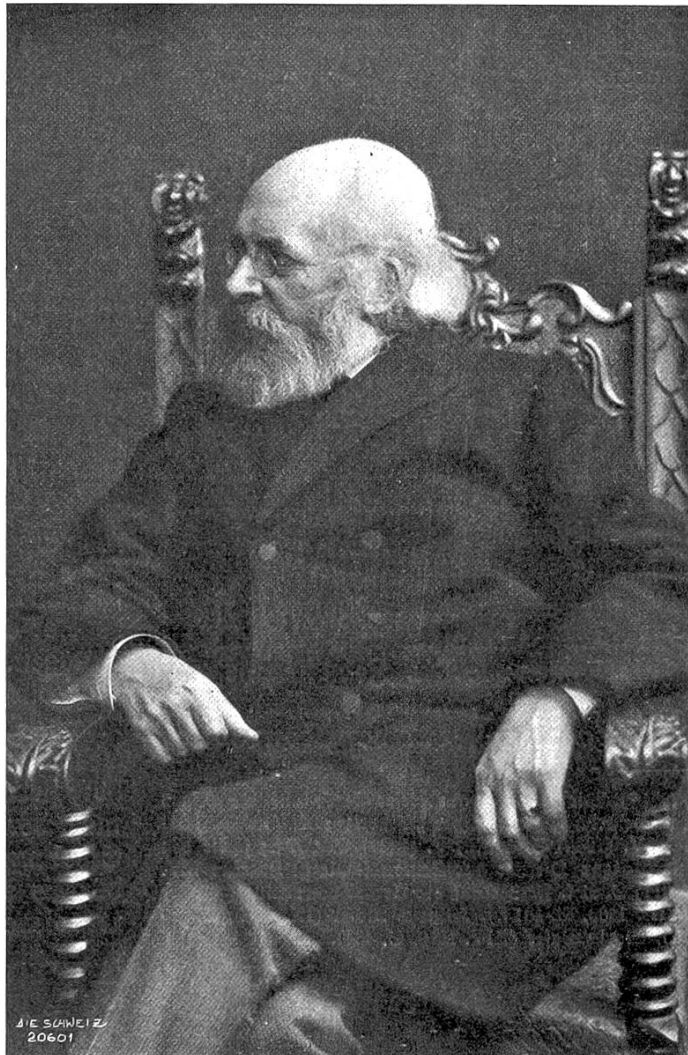
Am 30. September waren es zehn Jahre, daß Arnold Otts lebensmüde, schmerzzerrißene Seele dem gebrochenen Leibe entfloß. So oft waren er und seine Dichtung vom Jubel des Volkes hochgehoben worden, der Erfolg blieb seinen kraftvollen Dramen selten fern; die berufenen Literaten aber lehnten Ott und sein Werk ab. Und ihre Kritik scheint recht behalten zu haben. Das ältere und mittlere Geschlecht weiß von der Begeisterung zu erzählen, zu der die Gestalten Otts es einst hingerißen; noch Adolf Frey berichtet von den Hoffnungen, die in Arnold Ott endlich den großen Schweizer Dramatiker kommen sahen; die Jungen aber kennen ihn nicht einmal mehr: eines der ersten Tagesblätter brachte vor einem halben Jahre einen bedeutenden Aufsatz eines jungen Schweizerdichters über unser heimisches Drama und nannte seinen Namen nicht.

Arnold Otts Herz und Wollen waren rein. Trübe, pessimistisch dagegen waren seine Gedanken gegenüber der Welt, die er des Spottes, des Hasses und der Verachtung für wert hielt. Und fühlte doch wie nicht ein zweiter den ungestümen, heißen Drang in sich, eine bessere, schönere Welt sich aufzubauen, so unbezähmbar, daß er, der immer als ein Dichter gefühlt hatte, auch voll als ein Dichter zu leben begann, einer arbeitsreichen, doch lohnenden und mit Anerkennung gesegneten Existenz entfloß und den für einen Schweizer damals fast unerhörten Schritt tat, als ein freier Schriftsteller sein Brot durch den Erfolg zu erringen.

Der vielgesuchte Augenarzt hatte einst sein reichliches Auskommen; der Dichter aber starb arm; denn

der klingende Erfolg war ausgeblieben. So wie die impulsive Natur Otts eigentlich keine Schranken kannte, so war seiner Dichtkunst „diu Mâze“ fremd, die künstlerische Selbstzucht. Der gewaltigen, überschäumenden innerlichen Kraft entsprangen alle jene Mängel, welche die Kritik ihm entgegenhält: das Groteske, Gewalttame, die grellen Effekte, die Sorglosigkeit in der psychologischen Motivierung. Sie erscheinen als die Rehrseite seiner großen Vorzüge, „der Originalität und poetischen Schönheit, der Fülle und Gewalt seiner Phantasie, der dramatischen Wucht, der heißblütigen Leidenschaft, der Lebenswahrheit, seiner

*) Mit zwei Bildnissen des Dichters im Text.



Arnold Ott. Nach einer Photographie von Hirsbrunner & Cie., Luzern, aus dem Jahre 1903.

nationalen Empfindung, dem Gedanken-gehalt und der Kraft und dem Schwung seiner Sprache.“ Und diese haben ihm die Herzen des Volkes in Massen erobert; denn was fragt das Volk viel nach künstlerischer Richtigkeit und Vollendung, wenn eine Feuerseele zu ihm spricht, wenn ihm warm wird unterm Brusttuch und es sich hoch über den Alltag auf die festlichen Höhen idealer Begeisterung gehoben fühlt!

Bleiben wird Arnold Ott der Ruhm, den ihm Heinrich Federer *) zuerkennt; das erste große schweizerische Volksschauspiel geschaffen zu haben. Und wieviel hätte unser schweizerisches Drama überhaupt gewinnen können, wenn sich ihm die Kritik verständnisvoll und freundlich genähert, wenn die Aufführungen auf der Berufsbühne ihm zwingend künstlerische Einkehr nahegelegt hätten. Arnold Ott ging fast jede Selbstkritik ab. Doch hat er sich fremder, gerechter und wohlwollender Kritik nie gänzlich verschlossen. Wer aber sein Ohr gewinnen wollte, mußte ihm Opfer bringen. Ott besaß das merkwürdige Talent, sich mit allen Menschen zu überwerfen und so sich und seiner Kunst alle Gunst zu verschmerzen fast bis auf den heutigen Tag. Nur wenige sind ihm treu geblieben, unter ihnen der aufopfernde Streiter für Arnold Otts Kunst, Professor Eduard Haug, dann Heinrich Federer, der mir vom Krankenlager aus seine Verehrung für den Dichter beichtete, und endlich die Greisin im Silberhaar, die ihn als Gattin durchs Leben begleitete, mit der allein er nie haderte, die ergeben auf späte Anerkennung hofft.

Kein bedeutender Schweizer darf sich einer so reichen dramatischen Hinterlassenschaft rühmen wie Ott. Zehn Dramen hat er in sechzehn Jahren geschaffen. Sein Erstlingswerk von 1887, der „Konradin“,

ist noch bis heute ungedruckt und unaufgeführt trotz großen Qualitäten. Einzig der vierte Akt in der straffen Umarbeitung der „Frangipani“ ist weiter bekannt. Ebenfalls 1887 entstanden ist die volkstümliche „Agnes Bernauer“, die häufiger auf Dilettantenbühnen gespielt wird. 1892 dichtete Ott das an Schönheiten reiche und von hoher Sprachgewalt zeugende Völkerwanderungsdrama „Rosamunde“, sein Meisterwerk; 1895 erschien der Tellfestakt, 1898 die romantische Sagentragödie „Grabesstreiter“; im „Untergang“ 1899 wagte er sich an das soziale Drama. Das herrliche Schaffhauser Festdrama, 1901, und die Wiedikonener Aufführungen von „Karl der Kühne und die Eidgenossen“, das er 1897 gedichtet, ließen seinen Namen mit Jubel erschallen. Noch machte er sich an die Gestaltung der dramatischen Ideen über seinen Liebling Napoleon in „St. Helena“ 1904 und gab im „Waldmann“, der noch des wohlverdienten Druckes harret, eine Fortsetzung zu Karl dem Kühnen; dann war die Kraft des Dichters, der mit 47 Jahren zur Feder gegriffen, gebrochen.

Gedenken wir kurz des Lyrikers Ott! In seinen Gedichten machen sich jene künstlerischen Unebenheiten, die ihm bis heute eine wohlgefällige Kritik entzogen, weniger breit, hier hat er oft Geschlossenes und Vollendetes erreicht. Ein Band „Gedichte“, der 1902 erschien, ist vergriffen; ein reicher Nachlaß harret der kritischen Sichtung.

Eines hohen Toten zu gedenken, war die Absicht dieser Zeilen, und ihm spät für sein Werk zu danken die Pflicht dessen, dem er einst hohe Begeisterung ins Herz getragen. Unnützlich ist es, einer gerechtem und würdigen Kritik zu rufen, um dem Drama Otts zu neuem, vorübergehendem Leben zu verhelfen. Die Zeit, die wieder hoch zu denken und heiß zu empfinden vermag, der wie Ott selbst Poesie nicht nur Erholung und Genuß, sondern tiefes Bedürfnis ist, wird auch für unsern Dichter wieder warme Worte und aufrichtige Anerkennung finden.

*) Wir verweisen an dieser Stelle auf die Essays von Heinrich Federer in der „Schweiz“: III. (1899) S. 544 ff., IV. (1900) S. 497 ff., V. (1901) S. 297 f.; sowie den Prolog zur Dittfeier der Kantonschule in Luzern: XV. (1911) S. 81 f. Ferner auf die Artikel von: Albert Geßler (VIII. 1903, S. 181 f.), Heinrich Moser (IX. 1905, S. 225 ff.), Maria Waser (XIV. 1910, S. 484).

Die Redaktion.